

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 50

Artikel: Riedland [Fortsetzung]
Autor: Guggenheim, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-650038>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ROMAN VON KURT GUGGENHEIM

4. Fortsetzung

Er wanderte mit nachdenklichen Schritten, gesenkten Blicks über den Holzboden, strich sich über die Augen. „Ich bohre noch einen Meter. Dann nehme ich den Kern wieder heraus. Ist noch Petrol da, dann höre ich auf. Dann betonniere ich. Dann stopfe ich zu. Dann bohre ich nur noch zollbreit durch den Betonklotz. Die sollen mich nicht überraschen.“

Die Erregung zitterte wie auf gespannten Schnüren durch seine Brust, seine Glieder, seine Gedärme. „Hoffentlich passiert nichts vorher!“ Seit Monaten hatte er auf diesen Augenblick gewartet. Seit Monaten hatte er wie ein wütender Keiler in der Erde gewühlt. Und nun musste er behutsam sein wie ein Uhrmacher. Er sah die Schicht vor sich, die er noch durchbohren wollte. Eine Eierschale, nein, der tausendste Teil einer Eierschale. Es konnte jeden Augenblick sein, dass die Krone in das Weiche stieß, in das Flüssige, das da wellte, sprudelte, kochte.

Er stieß die Türe auf, tastete sich unter der Plattform zwischen dem Gestänge des Turmes hindurch, beugte sich über den Bretterkanal, wo im Schein der Lampe das gelbe Spülwasser gurgelnd und schenkeldick aus der Tiefe hervorquoll. In kurzen Abständen platzten die trügen Blasen der Erdgase in den Strudeln. Deutlich waren im Schlammwasser die schillernden Streifen des Oels sichtbar. Aber die dunkle Färbung fehlte noch.

„Man darf jetzt den Kopf nicht verlieren“, dachte er. „Alles ist noch im Stadium der Spuren. Bis morgen früh werden sie nicht mehr als einen Meter bohren“. Er lehnte sich an das Gestänge, dessen Rhomboide, wie alles hier, unter der Wucht der Maschine zitterten. Auf einmal fühlte er, dass er eingeschlafen war. Nur eine Sekunde vielleicht. Aber er musste, aufschreckend, dennoch schwimmen wie ein Perlenfischer, der aus der Tiefe des Meeres emportaucht. Er blickte in das rötliche Licht der Glühlampe, schlug die Fingernägel in den Rücken seiner linken Hand, bis er den Schmerz fühlte, blickte zur Plattform empor. Baldegger stand bewegungslos an seinen Weichenhebeln, schaute unter dem Schatten seiner Dächlikappe hervor auf das rotierende Gestänge, rief dem Hilfsarbeiter auf der oberen Bühne etwas zu. Auch er war ernst, eifrig, voll verhaltener Aufregung, der Genosse eines männlichen Abenteuers. Von seinen Augenwinkeln zogen sich tiefe schräge Schatten über die Wangen hinunter. „Nichts Neues“, deutete er Rochat mit einer Kopfbewegung an. Rochat blickte auf das grosse Zifferblatt des Messinstrumentes, das am Eckpfeiler des Turmes befestigt war, und dessen Zeiger Gewicht und Druck der schwebenden Stahlmasse anzeigen. Es war vermessen, frech, was sie vorhatten. Sie hatten einen stählernen Turm auf der Erde erbaut, höher als der höchste Kirchturm im Lande. Hundert baumdicke und haushohe einandergeschraubte Stahlrohre hingen an ihm, reichten

tausend Meter unter die Erde, ununterbrochen durchströmte sie das Wasser mit mächtigem Druck und dabei drehte sich das Ganze zweihundertmal in der Minute, frass sich mit einer stählernen Krone, deren Zacken mit Diamanten belegt waren, in das Gestein.

„Was für ein Wesen ist der Mensch“, dachte Rochat.

Er trat unter die Türe des Schuppens. Ein leiser Wind wehte durch die silberne Nacht. Das Mondlicht schimmerte auf den blanken Flügeln seines Seglers.

„Heute früh flog mein Herz durch die Landschaft“, dachte er, „und jetzt bangt es unter der Erde dicht bei den Zacken der Krone“. Er durchmass mit der Denkungsart des Ingenieurs die Linie, die von seinen Freuden zu seinen Besorgnissen ging. „Siebenhundert Meter über der Erde und tausend Meter unter ihr.“

Er tat ein paar Schritte aus dem Schatten der Gebäude hinaus in den Mondschein, stand still und blickte in den Himmel.

„Das alles sind wir“, sagte er leise. Trotz des Stampfens der Maschine konnte er von Zeit zu Zeit den schwachen Gesang der Rohrdrosseln hören.

FÜNFTE KAPITEL.

Als Bieli unter den Bäumen hervortrat, war der Mond untergegangen und es war volle Nacht geworden. Die Buchen rauschten, der Wind hatte gedreht, er roch nach Seewasser und Strassenstaub. Die Sterne flimmerten, aber das Land war dunkel, nur wenig glimmernde Punkte unterbrachen das Schwarze. In der Nähe, unter ihm, blinkte das Licht auf der Brücke von Grynau; geradeaus, matt in der Ferne, sah er die Stationslampe von Uznach und jenseits der Ebene, oben am Berg, auf der Strasse nach Eschenbach, einsam in der Nacht, zitterten ein paar Laternen.

Am Fuss der Eiche, zwischen den blossgelegten Wurzelarmen, wo das Moos dicht und dick wie ein Schwamm lag, hatte Bieli, die Jacke über dem Gesicht, ein paar Stunden geschlafen. Der neue Wind, der den Wald mit dem Raunen und Rascheln der Blätter, dem leisen Aechzen und Knarren der Aeste erfüllte, hatte ihn geweckt. Er war vor den Wald getreten, wie vor die Türe eines Hauses. Er drückte die Handballen in die Augenhöhlen, fuhr sich über die Lider, drückte mit dem Daumen abwechselnd beide Nüstern zu, schnuzte, räusperte sich, spukte aus, kratzte in den dichten Stoppeln am Kinn, gähnte. Er griff in die Seitentasche seiner Joppe, schälte ein paar Tabakblätter von einem Stumpen, schob sie in den Mund und begann zu kauen, bis er die scharfe Beize auf der Zunge spürte. Dann ging er langsam über die Wiese hinab, der Brücke zu. Hinter ihm hoben die Rehe ihre Köpfe aus dem Laubbett.

Er durchschnitt den einsamen Lichtkreis, den die Strassenlaterne auf die Brücke legte. Zwischen den Dämmen

kam die Linth aus dem schwarzen Land und floss mit leisem Rieseln einem neuen Dunkel zu. Jenseits der Brücke stieg er von der Strasse herab und ging einen kleinen Weg unter den Birnbäumen hin, zwischen denen die sachten Nebel feuchte Schleier woben.

In einem Hauch von Trauer, der vom See her wehte, unter dem Stern Alastor, — das ist der, der die Freyler verfolgt, — kaum erkennbar in der Nacht, stand zwischen zwei Pappeln die Kapelle. Die Türe war verschlossen, aber Bieli konnte durch das kleine Fenster hineinblicken. Im flackerlosen Schein der Ewigen Lampe stand die bedeckte Bahre schwarz auf den Sandsteinfliesen. Sonst war nichts zu sehen. Bieli setzte sich auf die Steinbank zwischen den Säulen, die das Walmdach des Vorbaues trugen. In den harten Blättern der Pappeln flirrte der Wind. Neben dem schwarzen Gemäuer begann es ein wenig aufzuhellen. Es war, als kämen aus grosser Entfernung lautlose Gestalten über die Wiesen. Es war ein ununterbrochenes Kommen, eher ein Fliessen zu nennen und doch blieb alles ruhig und ohne Bewegung. Es waren die Vorboten des Lichtes, die sich durch das Dunkel tasteten.

Dann hörte er in Grynau den ersten Hahn krähen. Er stand auf, klappte sein Taschenmesser auseinander und stiess es ruhig, aber mit grosser Wucht in die eichene Türe, dass der polternde Ton dumpf in der dunklen Wölbung widerhallte und wie ein Zeichen die helle Wunde des herausgesplitterten Spans im Holz blieb. Dann zog er das Messer wieder heraus, steckte es ein, spuckte die zerkaute Tabakblätter von sich und wandte sich zum Gehen.

Der Morgenwind wehte, der Himmel begann schiefergrau zu dämmern, die Vögel schlügen an, in Grynau entzündete der Melker die Hofflichter, die Nebel über dem Ried wurden weiss, der Tau lag auf dem Gras, im Röhricht schnatterten zaghaft die ersten Enten. Er hörte auf der Strasse das Klingeln eines Pferdegeschirrs und das Knarren eines Brückenwagens. Am Bock baumelte eine Laterne.

„Hüüüh“, machte der Mann langgezogen, als sie auf seiner Höhe waren und das Pferd stand still, schnob, schüttelte die Mähne. Auf der Kante der Wagenbrücke sass ein Bursche mit hängenden Beinen, hinter dem Bock stand der Fischer Helbling.

„Sie wollen es nicht haben, dass er in der Kapelle liegen bleibt“, sagte er zu Bieli herunter.

„Das hab ich schon gedacht.“

„Wir holien ihn jetzt heim. Steig auf, wenn du ihn noch einmal sehen willst.“

Bieli schüttelte den Kopf. Der Mann mit dem Leitseil reichte ihm einen Stumpen herunter. Vom Wagen herab sahen sie, als er das Rauchzeug in Brand setzte, hinter der schützenden Hand sein Gesicht. Seine Lider waren rot und das Lebendige zwischen ihnen war nur ein schmaler glitzender Schlitz, das Weisse eines Augapfels, der sich nach einwärts drehte.

„Wann ist die Leiche?“ fragte er.

„Uebermorgen.“

„Also dann“, sagte der Mann auf dem Bock und nahm die Zügel auf. „Hü!“ Das Pferd schlug die Hufe in die Strasse und der Wagen setzte sich in Bewegung.

„Du, das ist für dich“, sagte Bieli, machte ein paar Schritte mit und reichte Helbling die Note hinauf. „Von der Kleinen, dem Marieli, du weisst schon.“

Sie sahen ihn den Strassenrand entlang davongehen, und der Mann auf dem Bock knallte mit der Peitsche.

Unterhalb des Bahnhöfchens Uznach, jenseits der Geleise, dort wo die Strasse vom Städtchen zur Station herabführt, setzte sich Bieli auf einen Steinhaufen. Es war völlig hell geworden. Der Rauch der Kamine zerstob in der zartblauen Luft. Er wartete unbeweglich, die Unterarme auf den Knien, vornüber geneigt, die Hände gefaltet. Die Sonne ging warm hinter ihm auf.

Im golddurchrieselten Morgen kam Therese den Weg vom Städtchen herab, aufrecht in der Gestalt, mit geradem Nacken, und so, in der Entfernung anzusehen wie das junge Mädchen, als das sie einst dasselbe Strässchen gegangen war.

SECHSTES KAPITEL.

Mit sachtsamen Stössen, kaum dass die Wasser unter ihren Rudern plätscherten, trieb Marie ihr Faltboot durch die stillen Haine der Binsen. Oben an den Spitzen, im Scheine der sinkenden Sonne, kreisten die Mücken, standen zitternd die Libellen. In grosser Ruhe stieg die Kühle aus den Tiefen. Der stille Atem des jungen Mädchens war im Einklang mit dem abendlichen Wellenschlag, über dem der dichte Schuppenpanzer der Seerosenblätter sich leise hob und senkte, wie das Blüschen über ihrer Brust.

Sie gewann das freie Wasser. Zwischen den Hügelketten dehnte sich der See wie ein breiter Strom dem Fest des westlichen Himmels zu. In der Spur ihres Bootes lag die geheimnisvolle Fracht der Seerosen; die fleischfarbenen Stengel hingen über das Bord und die Sonne glitzerte in der Glasur der meergrünen Teller. Das Ledischiff „Saturn“ kam durch den Abend herauf und zog in seiner Kiellinie eine goldprunkende Schleppe über den See.

Marie legte das Ruder quer vor sich; von den Schaufeln troff mit sachtem Plätschern das Wasser, und es war das einzige Geräusch, das sie erreichte. Sie blickte über die Bordwand hinab und sah ihr eigenes Spiegelbild im blass-blauen Himmel des Abends. Sie tauchte ihre Hand und dann den entblössten Arm in das Wasser; kaum fühlte sie die Grenze, wo das Flüssige begann. Sie schloss die Augen, das Boot drehte sich langsam, das Tropfen der Ruder hatte aufgehört. Als sie die Augen wieder öffnete, war die Sonne untergegangen, die Luft zitterte vor den blauroten Hügeln.

Wie mitten in einem einfältiger Nicken war ihre gesenkten Stirne stehen geblieben. Die Glocke von Schmerikon schlug an, und sie verfolgte das Wandern des Tones über die glatte Haut des Sees, bis er in den milden Ernst des Abends eingegangen war. Sie zog langsam den Arm aus dem Wasser und fühlte eine feierliche Qual. Sie ergriff das Ruder und lenkte das Boot in verhaltenen Schlägen dem Ufer zu.

Als sie, im Arm ihr schweres Seerosenbündel, an dem der Geruch der tiefen Wasser noch hing, durch das Ried schritt, hörte sie ein paar Töne von Rochats Lied. Sein Segelflugzeug kam durch den lila-blauen Abend daher, und er sang. Sie konnte die Worte nicht verstehen, so hoch war er; es mochte auch ein Jodler sein, den sie hörte, unharmonisch und dünn. Er kreiste über ihr, und manchmal erwischte er noch mit einem Flügel einen Strahl der gesunkenen Sonne.

Marie übersprang einen Wassergraben und trat auf den gemähten Riedteil hinaus. Sie verlor ihn ein paar Atemzüge lang aus den Augen, weil er sich im Massiv des Mürtchenstocks verlor. Aber dann sah sie ihn wieder, wie er aus der Tiefe des abendlichen Landes zurückkehrte, näher der Erde und winkend über sie hinwegbrauste. Sie schaute ihm nach, auf einmal standen die gelben Flügel quer zum Boden und dann sah sie den schmalen Rumpf, der auf sie zuschoss.

Er landete ein paar Schritte von ihr. Einen Augenblick lang sass er bewegungslos; dann schob er die Schutzbrille über die Stirne, rieb sich die Augen, löste die Kinnklappen seiner Ledermütze, kletterte aus dem Sitz und kam mit grossen Schritten, lachend, mit leuchtendem Muttermal, auf das junge Mädchen zu.

Marie stand da, die Seerosen im Arm und lächelte; aber im Schatten ihrer Brauen blickten die Augen ernst wie der Abend. Er berührte mit beiden Händen ihre Schultern. Sie musste das Gesicht ein wenig heben, um seinen Kuss zu empfangen.

(Fortsetzung folgt)